

Im Halle hierfür jährlich bei postmässiger
Anzahlung 2,50 M., durch die Post
2,75 M., auswärts Aufstellungsgeld.
Bestellungen werden von allen Buch-
handlungen angenommen.
Am nächsten Freitag-Berichtstag
unter „Saale-Feitung“ eingetragen.

Alle unentgeltlich eingehende Beaufträge
mit feine Gewähr übernommen.
Näheres mit Curriculae: „Saale-Feitung“
„Saale-Feitung“ gefaltet.

Verleger der Redaktion Nr. 1140;
der Abonnementverwaltung Nr. 1133.

Saale-Feitung.

Blutunterdrückter Jahrgang.

weder die Stellenliste oder deren
Raum mit 30 Pfa., solche aus Halle mit
20 Pfa. berechnet und in der Geschäfts-
stelle, Gr. Ulrichstraße 63, I (sowie von
anderen Annoncenstellen und allen
Annoncen-Expeditoren angenommen.
Reklamen die ziele 75 Pfa. für Halle
und auswärts 1 M.

Ercheint täglich zweimal,
Sonntag und Montag einmal.

Redaktion und Haupt-Verlags-
stelle: Halle, Gr. Brauanstraße 17;
Verlags-Geschäftsstelle: Markt 24.
Anzeigen-Geschäftsstelle: Gr. Ulrich-
straße 63, I; Telefon Nr. 591 u. 176.

Nr. 9.

Halle a. S., Freitag, den 7. Januar.

1910.

König Leopold und seine Sittenrichter.*)

Noch immer kennen wir nichts Unterhaltameres, als — mag man uns auch die Lüre hundredmal vor der Nase zuge- schlagen haben — in die Mysterien fürstlicher Schlafzimmer uns einzuschleichen und königliche Unterwürige zu beschup- pern. Das war wieder einmal eine erbauliche Bejagd im alten Schlosspark zu Laeken! Wenn Leopold II., dieser un- erlösbare Sittenrichter, sein innerstes Wesen mit Menschenver- stand gewappnet hat, so gab ihm die Schamlosigkeit recht, die Tag und Nacht den einfarbenen Palmenpavillon umlauerte, in dem der Bierunterdrückter falkfittig und zäh, wie er sein Leben lang jeden Strauß bestanden hat, mit dem häß- lichsten Lohr rang. Und wir haben mit Behagen all das Appetitliche geschürft, das die würdigen Späher bei den Treibjagden erlauft hatten. Wir sollten nicht im unklaren bleiben, ob Fräulein Karoline Lacroix, ehe sie zur Baronin Raughan erhoben wurde, ein matelosses oder ein dematelles Vorleben geführt hat, ob sie eine Portierstochter aus Paris war oder aus Loewen stammte und in einer Sing- spinnstube sich probuziert hat. Die Sittenrichter tritten darüber, ob der König sich mit ihr auch wirklich von einem Priester er- habe lassen und wieder Millionen ihr zufließen werden. Man hat der Prinzessin Luise durch die von Gläu- bigern belagerte Tür Reporter ins Haus geschossen und mit unmutigen Ausprüfungen verhöhnt, was Herr Leit- nant a. D. Matassich hudoval mitzutelle geruhte. Das Krankenzimmer dieses Königs, der immer sein eigenes Leben gehabt hat und selbst vor seinen Vertrauten fast nie von seinen persönlichen Angelegenheiten sprach, war um- stellt von einer ganzen Horde von Zeitungspionieren, die sich um den kleinsten Nachrichtchen nicht begnügen konnten und um des Verpöbelns willen nicht begnügen durften. Als man ihre Zubringlichkeit von der Schwelle wies, machten sie nicht etwa fecht, sondern bettelten, man möge ihnen doch in einer Scheune oder in einem Stalle Schirm vor der Winterfäule genähren, und als sie abermals hinausgeworfen wurden, telegraphierten sie noch ihre Schmach in alle Winde.

Und nun erzählten sie munter drauf los, was sie wieder sehen noch hören konnten. Der Arzt habe gesagt, er könne nicht operieren, das Messer werde ihm vor Aufregung aus den Händen fallen, der König habe gesagt: „Ich glaube, das Ende naht“, dann habe er plötzlich Lust nach einer Karlsbaderleite verspürt. Sie erparnten uns weiter die Morphiumeinspritzungen noch die Ägyptische mit Eiswasser und keine der erquicklichen Einzelheiten einer Darmoperation, die sie mit dem ganzen Aufwand ihrer medi- zinsischen Kenntnisse zusammenphantasiert hatten. Besonders aber apporportierten sie allen Keckheit aus den verstaubtesten Lebenswinkeln des Kranken und hefteten sich seiner morga- *) Aus der illust. Halbmonatsschrift „Nord und Süd“, Berlin 23. 9.

natischen Gemafsin und seinen unlästern Kindern an die Fersen. Und das alles wurde von den Zeitungslern ver- schlungen, als wären wir ein Volk von Dome- stiken und Schlüsselgehütern.

Es ist ein geringer Trost, daß wir dabei nicht allein blieben und auch die anderen Kulturnationen in dieser Ent- würdigung mit uns weiterziehen. Wie wenige Blätter hatten den Stolz und die Kraft, dieser Schmutzflut einen Deich entgegenzusetzen? Wo merkte man in den Tagen der Krankheit ein Bedürfnis, die Lebensarbeit dieses Königs zu verstehen, die Weite und die schroffen Grenzen dieses Herr- schergnietes mit erster Mühe abzumessen? Die Kraft dieses Willens zu ziehen, die in vierundzwanzig Regierungsjahren ungebent gehalten ist? Eines ungewöhnlichen Raters un- gewöhnlicher Sohn, ein Volkst-Redner, immer auf seinen Vorteil bedacht und selbst die Verfallung zum Hebel des Erfolges liegend. Allen auch das Volk ist über Kultur- und Wahlrechtstämpfe, über nationale Abnialität, über soziale Fäufnisse, über liberale und Heritale Ministerien hin- weg zu immer größerer Macht und — dem Evangelium des Königs getreu — zu immer üppigerem Reichtum emporge- kommen.

Er aber hielt die goldbeschlagnen Zügel fest in der Hand, bis zuletzt, und alle Gerichte von Abdantungszwang waren papierenes Geßwäß von Leuten, die nicht ahnten, wie viel selbst die Tadel im Lande von seiner überlegenen Klug- heit noch immer erwarteten. Lohnt es nun nicht, dem uner- müdlichen Sinnen und Plänen dieser Regenten- und Kauf- mannsphantale, den diplomatischen Meisterstücken dieses thronenden Spulanten, der aus dem Nichts ein neues Kolonialreich schuf, bis ins Einzelne nachzugehen und dann erst aus seinen großen und in ihrem Wachs Leinache pittoresken Fehlern die Tragik seines Lebens aufzukleben, anstatt mit dem wohlfeilen Wichtigkeit-König sich zu begnügen? Freilich ist es bequemer, verstaubten ertötlichen Legenden als den klanten gesellschaftlichen Notwendigkeiten nachzuspüren, be- quemer, die überall lebende Etikette „Ceopold“ abzu- lesen, als innere Zusammenhänge eines inneren Lebens aufzudecken und die ganze Arbeit dieses leidenschaftlichen Führers zu überdauern, der immer sein eigener Minister- präsident und, wie die Belgier wußten, der haushaltliche Unter- nehmer und der eigentliche Bürgermeister von Brüssel war, auch noch als ihn Unkraut von Schloß zu Schloß, von Land zu Land jagte.

Die Sentimentalität der Schnüffler und Sittenrichter zu Laeken greinte in diesen Tagen beweglich über die Grausam- keit seines Vaterherzens. Niemand aber kennt alle Erleb- nisse, die es bis zu diesem Grabe verhärtet haben. Gewiß, es war kein anmutiges Bild aus dem Familienleben, und man erinnert sich wieder der Simplizissimus-Karikatur: die Tochter bitten die Gesichte des Vaters um abgelegte Kleider. Es war der letzte, grimmigste seiner Gewalttätige, als er aus den Schloßern Wöbel und Bilder reißt sich und den Treibstücken nachwarf, so daß er zuletzt zwischen nackten und wunden Wänden sein Lager aufschlagen mußte. Unverwundete Erben, dem Vater an Starrsinn nur zu sehr verwandt, sollten nach seinem Tode nicht um jedes Stück rufen und lachend die Schätze heimtragen. Zwei verhassten

Töthern sollte das Viertel, das ihnen nach belgischem Recht als Erbe zufallen müßte, entgeltlich. Diesem Zwecke diente auch die Quasi-Schenkung fast seines ganzen belgischen Im- mobilienbesitzes an die Nation, eine Umgehung des Erb- gesetztes ebenso wie die im Monteit bereits veröffentlichte und dadurch rechtsgültig gemordene Gründung dreier Gesell- schaften, bei denen er den Rest seines Besitzes gerichtlich hin- terlegt hat.

So ward im Amtsalte seine bewegliche und unbeweg- liche Habe Stück für Stück in schiefer endloser Reihe in den- selben Tagen aufgezählt, in denen die Letzte an seinem wackelnden Leib herumgeschnitten. Ein Haß, der aus Abgründen der Seele stieg. Und daß er seine Ueberlebensgröße selbst in den Stunden des Todesgranzens nicht einbüßte, hat bei aller Ungehörlichkeit etwas Impotantes. Noch impotanter war die Arbeitsfähigkeit dieses greisen Hirns. Von seinem Schmerzensein noch distanzierte vor dem letzten Auf- gebene seine und Staatsurkunden, und in Not und Gefahr kannte er keine seiner schmerzlichen Wünsche, als die Annahme der so lange erstrebten Heeresreform, und als der Senat ihm schnell willfährig hatte, setzte er mit seltener Hand triumpherend seinen Namenszug unter das Ge- setz, das wie die von ihm gegen eine Welt von Wider- spruch erzielte Befestigung Antwerpens Belgien die getreue Erfüllung seiner Neutralitätspflicht im Falle eines deutsch- französischen oder deutsch-englischen Krieges liefern soll. Deutschland, dem Leopold II., als er noch „Couverän des Kongofaates“ war, die Unterstützung Bismarcks bei dieser grandiosen Kolonialgründung und das auch sonst mit Selbstverleugnung erwiesene Wohlwollen überl geben hat, hatte seinen Grund zu besonderer Sympathie. Aber die Kleinlichkeit der meisten seiner Sittenrichter ließ seine Bedeutung nur um so deutlicher empfinden. Seine unerlösbare Nachzügler, seinen Goldhunger, alle Wüde und Häß- liche mag man bedenken. Aber ehe ihn jemand zu höhnen und zu verurteilen wagte, soll er erst versuchen, seinem tagen- den Lebenswert genug zu tun. Erst dem Toten hat man bei uns zögernd Achtung gezollt. Wie man vor dem Kranken und allen seinen Menschlichkeiten sprach, das war wieder ein- mal eine beschämende Probe dafür, welche Kraft der „poli- tische“ Lenz in Deutschland duldet und wüßigt.

J. A. B.

Deutsches Reich.

Der Bundesrat.

(Von unserm Berliner *-Mittearbeiter.)
* Berlin, 6. Januar 1910.

Der Bundesrat verammelte sich heute zu einer zweistün- digen Plenarsitzung; vorher hielten der Ausschuss für die Ver- fassung, die vereinigten Ausschüsse für Handel und Verkehr und für Justizwesen sowie der Ausschuss für Justizwesen Sitzungen. Wie verlautet, wurde auch die mecklenburgische Verfassungsfrage besprochen. — Die Bevollmächtigten zum Bundesrat, Großherzoglich mecklenburgischer Staatsminister verfahrens rechtfertigend. Wenn die Verfassungsanstalten rigoros erscheinen bei der Auslese der Kranken, wenn sie keine leichte Kranke aufnehmen wollen, so liegt das nicht an dem mangelnden Willen der betreffenden Behörden, son- dern an den Bestimmungen des Gesetzes. In den drei Mo- naten Herbstwinter — das möchte ich, um einem weit ver- breiteten Irrtum entgegenzutreten, betonen — ist eine voll- kommene Heilung nicht zu erwarten.

Wenn dagegen die Heilstättenbehandlung länger aus- gedehnt würde (nächstest ein Jahr), so müßte die Anzahl der Betten in unseren Anstalten mindestens verdreifacht werden; und das ist vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus nicht zu empfehlen. Denn die Landesversicherungs- anstalten können sich nicht mehr beladen, und Kranken, die nicht von der Invalidenversicherung, von Krankenfallen oder gemeinnützigen Vereinen unterstützt werden, ist es in den meisten Fällen nicht möglich, die Kosten der Heilstätten- behandlung aufzubringen. Wir werden also nach wie vor eine Anzahl leichter Kranke in die Heilstätten, die schwerer Kranken in Invalidenheime oder Krankenpfläner schicken, aber die größte Mehrzahl der Patienten wird weiterhin ohne Anstalt und Krankenhaus vom Arzt in der Praxis behandelt werden müssen.

Und das geht auch ganz auf; bei geeigneten Fällen hat man auch hier gute Erfolge gesehen. Der Arzt hat eben von den Anstaltsbehandlungen das Herüber angenommen, was sich auch im Hause des Kranken anwenden läßt, möglichst so, daß der Kranke sogar seiner Tätigkeit dabei nachgehen kann. Vor allem wird dies ermöglicht bei einer im weitesten Um- fange durchgeführten Behandlung mit Tuberkulinpräpa- raten; das haben auch die Behörden erkannt, die, wie die Landesversicherungsanstalt Berlin, ihre aus der Heilstätte entlassenen Verkrüppelten in besonderen Tuberkulin-Stationen einer weiteren Behandlung unterziehen lassen. Denn die Heilung — und das ist besonders zu betonen — muß nicht nur Wochen oder Monate, sondern viel länger durch- geführt werden, wenn ein dauernder Erfolg gefestigt werden soll. Am liebsten gelten für den Lungentranken dieselben Verhaltensmaßregeln, die bei der Verhütung der Tuberkulose (i. a.) bezüglich des Verhaltens des Einzelnen be- schrieben worden sind.

Feuilleton.

Unterhaltungsblatt. Roman von Josef Sudhorn. (Fort.) — Wie man sich täuschen kann. Humoreske von Rudolf Hirschberg-Jura. — Kunst und Wissen- schaft. — Theater und Musik.

Zur Ausstellung des Tuberkulose-Wandermuseum.

IV.
Behandlung und Bekämpfung der Tuberkulose.
Von Dr. med. Blümel (Halle).
Spezialarzt für Lungentrankeheiten.
(Nachdruck verboten.)

Die Grundlage der Behandlung der Tuberkulose bildet das vor 50 Jahren von Dr. Brochner in Schweden be- gründete, später weiter ausgebaut, sogenannte hygienisch- diätetische Heilverfahren. Es besteht in dem Genieß mild- reiner, d. h. saub- und rauchfreier Luft, wie sie mög- lichste, waldreiche, hücker besonnte Gegenden besitzen, in ausgedehntem Aufenthalt im Freien, auf Spaziergängen oder während der Freizeittätigkeit, in Anwendung einer streng individualisierten Wasserbehandlung (Einpudungen, Bäder, nach Bedarf zu temperierende Dougen) und in Darreichung reichlicher, besonders nahrhafter Kost. (Bei bettlägerigen und schwereren Kranken, die das Bett haben läßt, kann das Verfahren nur in beschränktem Maße angewendet werden.)

Neben dieser Behandlung, die hauptsächlich nur indirekt (durch Kräftigung des Allgemeinzustandes) auf die Krank- heit selbst wirkt, bedarf man noch spezifische Heilmittel: die Tuberkulinpräparate, von denen das alte Kochsche Tuberkulin das hauptsächlichste ist. Das Mittel ist anfangs viel- fach in ungeeigneten Dosen und bei ungeeigneten Fällen be- nutzt worden und durch die damaligen Mißerfolge sehr in Mißacht, auch bei den Ärzten, gekommen. Es hat jahre- langen eifrigen Stubiums bedurft, um seine richtige An- wendungsweise und damit seinen entscheidenden Wert für

die Behandlung zu erkennen. Aber auch seine Wirkung ist begrenzt; ein „Allheilmittel“ ist es nicht.

Sowohl ist noch erwähnt: andere „Heilmittel“ im engeren Sinne des Wortes gibt es nicht, wohl aber verfügen wir über eine ganze Reihe Mittel, um Beschwerden und unan- genehme Krankheitserscheinungen zu beseitigen. Das muß gesagt werden, weil manche Fabriken pharmazeutischer Prä- parate und gewissenlose Kurpflanzerei unseren Kranken noch immer jährlich Millionen entziehen durch Verkauf sogenan- nter „Allheilmittel“, was doppelt so schädlich ist, weil sie durch marktfeileres Hinausposaunen ihrer „Er- folge“ manchen vielleicht noch heilbaren oder besserungs- fähigen Kranken von der rechtzeitigen sachgemäßen ärzt- lichen Behandlung zurückhalten.

Das Klima hat eine Zeitlang eine sehr große Rolle bei Behandlung der Lungentuberkulose gespielt. Heute herrscht das Bestreben vor, den Lungentranken möglichst in dem Klima zu heilen, in dem er später leben soll. Deshalb haben wir auch an geeigneten Orten aller Provinzen unseres Vaterlandes Sanatorien. Es gibt aber auch jetzt noch einige Fälle, in denen der Aufenthalt in einem anderen Klima einen entscheidenden Heilfaktor bedeutet und wir wer- den unsere Kranken, je nachdem es erforderlich erscheint, auch in das deutsche Mittel-, in das schweizerische Hoch- gebirge, an unsere Seestädte, nach Oberitalien und Süd- ital, nach Ägypten und Madeira schicken. (Vor Südwest- afrika, das vor einiger Zeit als dauernder Aufenthaltsort für Lungentranke diesen zur Ansiedlung empfohlen wurde, wird jetzt vielfach gewarnt.)

Am besten wäre es natürlich, wir könnten alle unsere Patienten den Heilanstalten überweisen und sie dort lassen, bis sie geheilt sind. Aber das ist leider unmöglich, da wir dazu viel zu wenig Heilanstalten besitzen, auch wenn die durchschnittliche Dauer, wie jetzt üblich, nur drei Monate beträgt. Doch diese Zeit ist viel zu kurz, um darin eine Tuberkulose heilen zu können; man kann aber in dieser Zeit, worauf es bei den Heilstätten ankommt, die Kranken meistens wieder erwerblich machen.

Nur bei einer derartigen Handhabung der Heilstätten- behandlung läßt sich auch vor dem Invaliden-Versicherungs- gesetz, das hierfür maßgebend ist, die Einleitung des Heil-

